5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Kölnerstraße 1. Eingang für Verlag, Redaktion u. Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprechanschlüsse: 312. 1218. 1355. 423 Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Otto Petzold in Halle S.

Nummer 425 — Halle, Montag den 25. Oktober — 1915

Die Lage in Serbien hoffnungslos.

Deutsche Erfolge vor Dünaburg. — Die Bulgaren haben Uesküb erobert.

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 24. Oktober.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Nordöstlich von Soucez wurden feindliche Vorstöße zurückgewiesen. In unsere Stellungen eingedrungene Abteilungen wurden sofort wieder hinausgeworfen.

Feindliche Flieger warfen erfolglos Bomben auf Ostende und Bahnhof Nouon. Ein englischer Doppeldecker wurde im Luftkampfe westlich von St. Quentin zum Absturz gebracht. Führer und Beobachter (Offiziere) sind tot. Deutsche Flieger griffen mit anscheinend gutem Erfolge das englische Truppenlager Abbeville an und belegten Verdun mit Bomben; es wurden Treffer beobachtet.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg. Die bei Domesnees gelandeten russischen Kräfte gingen vor dem Anmarsch deutscher Truppen wieder auf die Schiffe.

Nordwestlich von Dünaburg warfen unsere Truppen den Gegner unter großen Verlusten für ihn aus seinen Stellungen bei Schiszberg und erstürmten Illuxt. Die Russen ließen 18 Offiziere, 2910 Mann, zehn Maschinengewehre, einen Minenwerfer in unserer Hand.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Nichts Neues.

Heeresgruppe des Generals v. Linsingen. Wiederholte Angriffe gegen unsere Kanalstellung südlich des Wygonowskoje-Sees wurden abgewiesen. Im Gegenstoß wurden zwei Offiziere, über 300 Mann gefangen genommen.

Westlich von Czartorysk sind feindliche Stellungen bei Komarow genommen. Vielfache russische Gegenangriffe wurden abgeschlagen, drei Offiziere, 458 Mann sind in unserer Hand geblieben.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen warf die Armee des General v. Koeveß östlich der Lukavica die Serben weiter in südlicher Richtung zurück.

Die Armee des Generals v. Gallwitz hat bei Palanka das Südufer der Jasenica gewonnen, weiter östlich die Linie Rapinac — nördlich Petrovac — Mandvac gegen teilweise sehr hartnäckigen Widerstand der Serben erreicht. Die große Zahl der von unseren Truppen beerdigten Serben läßt auf die Schwere der Verluste des Feindes schließen.

Bei Orsova ist die Donau überschritten, die Höhen der Slaba-Bozija gewonnen. Drei Offiziere, 70 Mann wurden gefangen genommen.

Die Armee des Generals Bojadjeff hat in Prahovo an der Donau nördlich von Negotinl ein russisches Munitionslager erbeutet und hat halbwegs Zajecar—Knjazevac das Westufer des Timok besetzt.

Von den übrigen bulgarischen Heeresteilen liegen keine neuen Meldungen vor.

Oberste Heeresleitung.

Der amtliche österreichische Bericht.

(W. T. B.) Wien, 24. Oktober. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz:

Bei Nowo-Alexiniec gewannen wir die vorgestern geräumten Höhen östlich von Lopuszno wieder zurück. Bei Czartorysk schritt unser Angriff vorwärts. Der Feind wurde bei Komarow geworfen. Sonst Lage unverändert.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Die allgemeine Schlacht am Isonzo dauert fort. Gestern erstreckten sich die mit beispiellosser Erbitterung geführten Infanteriekämpfe auch auf den Brückenkopf von Görz. Wieder brachen die Stürme des Feindes allenthalben am zähen Widerstande unserer tapferen Infanterie, die in der mächtigen Wirkung der Geschütze eine vorzügliche Stütze fand, unter furchtbaren Verlusten zusammen. — Der italienische Hauptangriff ist von Vorstößen starker Kräfte gegen die Tiroler Front begleitet. Die Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun stehen unter heftigem Artilleriefeuer. — Mehrere italienische Infanteriedivisionen griffen die Dolomitenfront an. Hier wurden vorgestern und gestern je ein Angriff auf das Bamberghaus, den Col di Lana und die Stellungen von Tre Sassi, zwei Vorstöße gegen Rifiedo südwestlich von Schluderbach und je vier Angriffe auf unsere Linien nördlich des Ortes Sief und im Popenatal blutig abgeschlagen. — An der Kärtner Front fanden nur Artilleriekämpfe und Plänkeleien statt. — Im Flitscher Becken und im Kragebiet unternahm der Feind gestern vormittag noch einzelne vergebliche Vorstöße und Angriffsversuche. Dann flaute der Kampf ab. — Gegen die Front von Mrzli Brh bis einschließlich des Tolmeiner Brückenkopfes richten sich noch immer die verzweifelten Anstrengungen der Italiener. Insbesondere die Höhe westlich von St. Lucia wird unaufhörlich angegriffen. Alpini drangen hier in ein kleines Frontstück ein. Ein schneidiger Gegenangriff der Infanterieregimenter Nr. 53 und 86 warf sie binnen kurzem wieder hinaus.

Auch am Isonzoabschnitt zwischen dem Tolmeiner und dem Görzer Brückenkopf, wo namentlich bei Plava heftig gekämpft wird, vermochte der Feind nirgends durchzudringen. Vor dem Görzer Brückenkopf waren schon vorgestern mehrere Angriffsversuche gegen den Monte Sabotino zusammengebrochen. Gestern gingen nach starker Artillerievorbereitung sehr bedeutende italienische Kräfte zum Angriff auf diesen beherrschenden Berg und gegen Oslavia vor. Der Kampf wogte hin und her, dauerte auch nachts fort und endete damit, daß unsere Truppen alle Stellungen in festem Besitz behielten. Am Rande der Hochfläche von Doberdo tobte die Schlacht im Abschnitt zwischen Mainizza und dem Monte dei Busi mit unverminderter Gewalt weiter, während im Südabschnitt Tag und Nacht ruhig verlief. Die mit frischen Kräften immer wieder von neuem vorgetriebenen Angriffe des Feindes scheiterten vollständig. Nur vorübergehend gelang es den Italienern, sich in einzelnen vorderen Gräben festzusetzen. Unsere Infanterie, so das brave Infanterieregiment Nr. 39, südlich San Martino, gewann ihre Stellungen im Handgemenge immer wieder zurück.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Die Armee des Generals der Infanterie v. Koeveß drängte den Gegner über die Höhen nördlich von Arangjelovac zurück. Serbische Nachhuten, die sich südlich der Slatina zum Kampf stellten, wurden von unseren Bataillonen geworfen. Die beiderseits der Morava vordringenden deutschen Streitkräfte gewannen die Höhen südlich von Palanka und nördlich von Petrovac. Die bei Orsova übergesetzte Kraftgruppe vertrieb den Feind aus dem Berglande westlich von Kladovo.

Die Bulgaren rückten über Negotin hinaus und überschritten mit den nördlich von Knjazevac vorgehenden Streitkräften den mittleren Timok.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Uesküb von den Bulgaren erobert.

(W. T. B.) Berlin, 24. Oktober. Die bulgarische Gesandtschaft teilt mit: Ein soeben hier eingetroffenes, durch Funkspruch übermitteltes amtliches Telegramm aus Sofia vom 23. Oktober abends meldet: Die Bulgaren haben Uesküb vollständig erobert.

Ein deutscher Protest gegen Rußland.

(W. T. B.) Berlin, 25. Oktbr. Die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" schreibt, die deutsche Regierung habe gegen die in russischen durch Flieger abgeworfenen Proklamationen erhobenen Vorwurf der Verwendung völkerrechtswidriger Geschosse bei der russischen Regierung nachdrücklich Verwahrung eingelegt und gegen die Drohung, daß die deutschen Soldaten, die auf Abschnitten gefangen genommen würden, wo Dumdum-Geschosse Verwendung gefunden hätten, erschossen würden, mit den schärfsten Gegenmaßregeln gedroht. Die deutsche Regierung habe dabei nicht unerwähnt gelassen, daß sie zu Gegenmaßregeln um so eher in der Lage sei, als eine ganze Reihe russischer Gefangene nachgewiesenermaßen oder nach ihrem eigenen Eingeständnis mit Dumdum-Munition geschossen hätten.

Schwere Verluste der Russen an der Bukowina-Front.

Czernowitz, 24. Oktober. Nach dem vollständig mißlungenen Durchbruchsversuch der Russen gegen unsere bukowinisch-bessarabische Front verstrichen wenige Tage ruhig, während dem die Russen Truppenverschiebungen vollzogen. Oftentlandig bringt Munitionsmangel die Russen zu einer neuen Kampfesmethode. Nach kurzem Artilleriefeuer führt der Feind rücksichtslos Kavallerie und Infanterie zum Kampf, die gewöhnlich in unserem Artilleriefeuer schwere Verluste erleiden. Drei derartige kombinierte infanteristisch-kavalleristische Attacken endeten mit schweren feindlichen Verlusten.

(Berl. Tgbl.)

Die Lage in Serbien hoffnungslos.

Rotterdam, 24. Oktober. Die Mehrzahl der militärischen Mitarbeiter der Pariser Presse macht, wie aus der französischen Hauptstadt hierher gedrahtet wird, der französischen Regierung heftige Vorwürfe, daß sie die Hilfeleistung für Serbien so sehr verzögere. Die letzten aus Paris hier eingetroffenen Nachrichten beschreiben die Lage in Serbien als hoffnungslos. Den Serben stände nur noch der Rückzug nach Südwesten offen, und selbst die englisch-französische Hilfsarmee aus Saloniki werde, falls sie überhaupt noch in Serbien eintreffen sollte, sich nur darauf beschränken können, den linken Flügel der Bulgaren zu beunruhigen. (D. Tgs.-Ztg.)

Unser Erfolg beim Eisernen Tor.

Bukarest, 22. Oktober. Nachdem die serbische Artillerie von Tekia zum Schweigen gebracht wurde, haben nunmehr die Serben das ganze Donauufer geräumt. 600 Serben flüchteten auf das rumänische Ufer beim Dorfe Gruia. Russische Schiffskanonen, die den Serben zur Verfügung gestellt worden waren, werden demontiert, ihre russische Bedienungsmannschaft beabsichtigt, von Kladowa aus auf rumänischen Boden zu flüchten. (B. Z. a. M.)

Bisher 5000 Serben von den Bulgaren gefangen.

Sofia, 24. Oktober. Bisher haben die Bulgaren 5000 serbische Kriegsgefangene gemacht. Das gesamte serbische Verteidigungssystem war auf der irrtümlichen Annahme aufgebaut, daß starke Truppenkörper durch Mazedonien aus Saloniki eintreffen würden. Große Depots an Munition und Kriegsmaterial waren in Mazedonien errichtet worden, um die Entenetruppen zu versorgen. Die in Mazedonien operierende serbische Armee wird auf 60 000 Mann geschätzt, bestehend aus neuen gut ausgerüsteten Truppen. Die befestigten Stellungen, wie bei Kitka und Sultan Tepe, die mit starker Artillerie ausgerüstet waren, wurden verzweifelt verteidigt, jedoch setzte die bulgarische Offensive derartig schnell ein, daß sie den serbischen Verteidigungsgürtel an mehreren Stellen durchbrach. (T. Tgs.-Ztg.)

Die Beschießung von Dedeagatsch und Portolagos.

Sofia, 24. Oktober. Ueber das Bombardement von Portolagos und Dedeagatsch erfahre ich noch folgende Einzelheiten: Portolagos wurde Freitag dreiviertel Stunden lang bombardiert. Um 2¼ Uhr nachm. erschienen 20 französische und englische Kriegsschiffe vor Portolagos und eröffneten das Feuer gegen die Ortschaft, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die Bevölkerung blieb vollkommen ruhig und sah dem Schauspiel der feuernden Meeresriesen mit großem Interesse zu, bis die Kriegsschiffe um 3 Uhr in langer Linie in Richtung Dedeagatsch verschwanden. Das Bombardement von Dedeagatsch hatte um 1¼ Uhr nachmittags durch 8 Kriegsschiffe begonnen, die dann durch die von Portolagos kommende Kampflotte verstärkt wurden. Die feindliche Flotte nahm vor allem die Kasernen und den Bahnhof der Orientbahngesellschaft unter Feuer und schoß auch die große rote griechische Mühle in Trümmer.

(Berl. Tgbl.)

Die ungebetenen Gäste in Saloniki.

Budapest, 24. Oktober. Der Sonderberichterstatter des Pester „Lloyd" aus Saloniki berichtet: Die Anwesenheit der englisch-französischen Truppen wird hier immer peinlicher empfunden. Man stellt mit Unbehagen fest, daß die fremden Gäste große Mengen Lebensmittel aufbrauchen. Die griechischen Militärbehörden erblicken darin eine Gefahr für die Verpflegung der griechischen Truppen und sehen sich deshalb genötigt, größere Mengen von Waren aller Art zu requirieren, damit sie nicht in die Hände der Fremden fallen. Bei den französischen Truppen sind zahlreiche Fälle von Fahnenflucht vorgekommen. Unter den französischen Truppen befinden sich auch Griechen, die sich bitter über schlechte Behandlung beklagen. (B. Z. am M.)

Griechenlands Selbständigkeit.

Köln, 24. Oktober. Die Athener Zeitungen veröffentlichen, der K. Z. zufolge, eine Note, die, wie sie erklären, die Auffassung der Regierung wiedergibt. Die Note drückt die Ueberraschung darüber aus, daß sich die Alliierten in die Frage der Auslegung des serbisch-griechischen Vertrages einmischen. Griechenland halte sich gegenwärtig zu einer bewaffneten Intervention nicht für verpflichtet, da Serbien den im Vertrag vorgesehenen Beistand nicht aufbringen könne, und der Vierverband kein Kontingent gestellt hätte, das jenen Beistand ersetzen könnte. Indem Griechenland den nach der serbischen Front abgehenden Verbündeten den Durchmarsch gestatte und seine Armee auf Kriegsfuß halte, sei es seinem Verbündeten nützlich.

(B. Z. a. M.)

Griechische Erbitterung gegen den Vierverband.

Wien, 23. Oktober. Aus Athen wird gedrahtet: In einem bemerkenswerten Artikel des Organs des Ministers Zaimis wird amtlich dargelegt, daß die Festsetzung der englisch-französischen Truppen in Saloniki wachsende Beunruhigung im Lande hervorgerufen hat. Deutschland hätte seinerzeit Belgien mit seinen Absichten bekanntgemacht und für seinen Durchmarsch die Einwilligung erbeten. „Bei uns ist nichts dergleichen geschehen." Die englisch-französische Armee hat Griechenland selbst als nicht vorhanden betrachtet.

(Berl. Lok.-Anz.)

Italien und das Balkan-Abenteuer.

(z. B.) Berlin, 24. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Nach hier vorliegenden Nachrichten haben die Befürchtungen vor einer Katastrophe in Serbien die gereizte Stimmung der einzelnen Mitglieder der Entente gegen einander noch verschärft; besonders nervös und gereizt ist man in Italien. Ohne daß die Zensur einschreitet, läuft die gesamte sonst so englandzahme italienische Presse Sturm gegen die Anerbietungen, die Großbritannien Griechenland gemacht hat. Cypern und das Hinterland von Smyrna, vielleicht auch die von den Italienern besetzten „zwölf Inseln" hat England Griechenland versprochen und damit gerade das, was Italien neben den „unerlösten" Gebieten Oesterreichs am sehnsüchtigsten begehrt. Die italienische Regierung hat offensichtlich das Gefühl, daß England auf italienische Wünsche nicht im geringsten Rücksicht zu nehmen beabsichtigt, zumal seitdem Italien eine entschlossene Beteiligung an dem Balkankriege abgelehnt hat.

Lugano, 24. Oktober. Die ausgesprochen nationalen Blätter fahren auch weiter fort, die Regierung zur Truppensendung nach dem Balkan zu drängen, und „Popolo d'Italia" droht mit seinem schwersten Geschütz der Wiederholung der Maiunruhen, während „Secolo" der Errichtung einer diplomatischen und militärischen Zentralstelle des Vierverbandes in Paris das Wort redet. Der Umstand, daß die Zeitung sich heftigen Sprache und den Revolutionsdrohungen keine Schwierigkeiten in den Weg legt, gibt natürlich der Vermutung Raum, daß es der Regierung erwünscht wäre, den Widerstand gegen eine italienische Balkanexpedition mit dem Hinweis auf den angeblichen Volkswillen, wie einmal früher zur Ruhe zu verweisen. Demgegenüber ist bemerkenswert, daß die Erkenntnis der Unmöglichkeit für Italien, sich an der Balkanexpedition zu beteiligen, selbst von Blättern, wie der „Corriere della Sera" ist, eingestanden wird. (Lok.-Anz.)

Französische Kriegsmaßnahmen.

Paris, 24. Oktober. Wie der „Temps" meldet, hat der Kriegsminister gestern in der Kammer einen Gesetzesantrag eingebracht, wonach dem Leuchtgas alle für die Sprengstoffbehandlung notwendigen Stoffe entzogen werden sollen. Ferner wurde ein Antrag eingebracht, wonach in allen Städten und Dörfern über 3000 Einwohner Ausschüsse zur Festsetzung von Höchstpreisen für Lebensmittel eingesetzt werden sollen.

(Berl. Lok.-Anz.)

Rennenkampf zur Disposition gestellt.

(W. T. B.) Aus Petersburg wird laut „Berliner Lok.-Anz." gemeldet, daß General Rennenkampf zur Disposition gestellt sei.

Echt russisch.

(W. T. B.) Kopenhagen, 24. Oktober. Nach der Zeitung „Rjetsch" hat der Ministerrat anstatt der geforderten und bereits verausgabten 88 Millionen Rubel für Zwecke der Krankenpflege nur 4 Millionen bewilligt.

(W. T. B.) Kopenhagen, 24. Oktober. Nach der „Rjetsch" versucht die Petersburger Stadtverwaltung eine Million der Einwohner und Flüchtlinge abzuschieben, um die Verpflegung der übrigen Einwohner zu erleichtern.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191510252/fragment/page=0001

Kleine Bilder aus den großen Kämpfen im Westen.

Von unserem mit Genehmigung des Großen Generalstabes zur Westarmee entsandten Kriegsberichterstatter, Herrn Julius Hirsch, erhalten wir folgenden, von den zuständigen Zensurbehörden genehmigten Bericht:

Deutsches Großes Hauptquartier, 7. Oktober 1915.

I.

Sein Freund.

Oken. Das ist die Geschichte von dem Brauer aus Nordhausen, der den Clerk Thomas Kenyon Townley bei einer der Schlachten vor Ypern im Grabenkampf erschlagen hat: Es war am ersten Tage des allgemeinen Angriffes der Engländer und Franzosen; das Regiment lag nicht weit von Hooge entfernt. Ihm lagen die Royal Scots Fusiliers gegenüber. Ich werde nicht fehl gehen, wenn ich sage, daß auf jeden von unseren Leuten fünf Engländer kamen. Stundenlang waren sie in einem Feuerkessel. Das Honurable Artillerie Corps goß Feuer und Eisen auf die deutschen Gräben, und die Erde überzog sich mit Granatlöchern, so eng nebeneinander, daß eines das andere verschlang. Aber auch unsere Geschütze blieben die Antwort nicht schuldig. Die Engländer zogen drüben starke Reserven heran, und unsere Artillerie schoß mitten in die Kolonnen. Unser Beobachter kommandierte schnellstens: „Schneller schießen, — es geht nicht schnell genug! Jeder Schuß ist ein Treffer!"

Die Engländer hatten sich unterdessen herangepirscht. Auf dem Bauche liegend warfen sie Handgranaten, nachdem sie den Zünder mit einer eigentümlichen Keule abgeschlagen hatten. Und diese Keule, die sie an einem Lederriemen am Handgelenk tragen, benutzen sie dann auch als Waffe im fürchterlichen Nahkampf. An dem drei Spannen langen hölzernen Stiel ist ein Bleikauf wie eine Faust groß befestigt, und wer dieses Bleistück auf dem Schädel spürt, muß sein Testament schon gemacht haben.

Mit solch einer Keule in der Faust war Thomas Kenyon Townley versehen, als er in einen deutschen Graben sprang. Hinter ihm ein Kameraß mit einem Gewehr. Er sieht niemanden vor sich. Mit Schaum vor dem Munde, schwer keuchend springt er um die Ecke des Grabens, der sich hier windet wie der Schwanz einer Schlange. Thomas Kenyon träumt schon von seinem Ruhm. In den „Funny cuts", den komischen Ausschnitten, wie seine Kameraden die Berichte des Herrn French benamsen, wird sein Name oft gedruckt stehen. „Thomas Kenyon Townley hat als erster den deutschen Graben gestürmt." Und seine kleine Joy daheim in Blackburn wird stolz sein.

Er springt um die nächste Ecke. Da stehen zwei, drei kleine Kerlchen vor ihm! Feldgrauer! Einer hinter dem andern, wie es der Graben eben gestattet. Zu vorderst ein junger Sachse, schmalbrüstig, blaß, aber sehnig. Der Engländer hinter Thomas schießt: die Kugel fliegt dem Sachsen aus Nordhausen am Ohr vorbei. Thomas wirft sich zurück und schwingt seine Keule — auch der kleine Brauer springt zurück wie David vor Goliath und aus seiner Rechten fliegt eine Handgranate seinem Gegner an die Stirne. Mit einem Aufschrei, dem letzten Klang des Lebens, stürzt der Engländer zusammen. Aus seinem Mund strömt Blut, aus einer tiefen Schädelwunde fließt Blut. Der Nordhausener schreit: „Hands up!" das einzige Englische, das er bisher gelernt hat, und zehn Mann mit zwei Unteroffizieren werden seine und seiner Kameraden Gefangenen. Nur ein Korporal will sich nicht ergeben: die Waffe ist ihm aus der Hand geschlagen. Er beißt und kratzt; wie kräftige Fäuste schleppen ihn dann nach rückwärts.

Der junge Brauer aus Nordhausen hat mir die Geschichte dieses Grabenkampfes einige Tage später erzählt. Dann brachte er auch seine Siegestrophäen: eine Brieftasche mit Briefen, Postkarten und Photographien, die er dem gefallenen Gegner abgenommen hatte. Geld hatte sich keines darin befunden. Die Briefe hatte er seinen Vorgesetzten übergeben. Auf einer der Photographien war Thomas Kenyon Townley zu sehen. Er muß ein hübscher Bursche gewesen sein, nicht älter als 23 Jahre. Sein volles Gesicht war bartlos. Aus seinen Augen lachte die Freude am Leben und die Lust, das Leben von der heiteren Seite anzufassen. Er liebte eine elegante Uniform, und das schottische Mützchen mußte kokett auf seinen dunkelblonden Haaren sitzen.

Tommys Bild lag zwischen einer Karte, auf der inmitten eines Blumenkranzes ein paar Zeilen geschrieben standen, und der Photographie eines jungen Mädchens, die eine Widmung trug. Vor wenigen Wochen erst hat Tommy sie erhalten. Die Handschrift auf Karte und Bild war die gleiche. Auf der Karte standen natürlich in englischer Sprache die Worte: „Mein Liebling, in der Feuerlinie, in der Du unsere Ehrenschuld bezahlst, sei Dir eines gewiß: In jeder Stunde, in der Du Deinen Platz im Kampfe für Haus und Vaterland einnimmst, gibt es Eine, die Dich nicht vergessen wird." Und unter das Bild hatte sie geschrieben: „An Tommy mit innigen Grüßen Deine aufrichtige kleine Joy."

Kleine Joy, denn Tommy liegt in flandrischer Erde bestattet. Vielleicht kommen diese Zeilen nach England, dann werden sie deine Tränen besuchten, und das Schwarz der seidenen Schleife, die im Nacken deinen blonden Kopf hält, wird die Farbe deines Kleides werden, das jetzt auf dem Bilde noch in allen Farben schillert. Tommys Bild kann ich dir aber nicht senden. Das hat der Brauer aus Nordhausen behalten. Dein Bild und Deine Karte hat er mir gegeben, sein Bild aber hielt er fest: „Das ist mein Freund! Ach Kee, das Bild geb' ich nicht, noch nie war ener so daran, mich kaput zu machen. Er hat's so ehrlich gewollt wie ich's getan hab'. Ich hab ihn eingraben helfen und ein Kreuz auf seinen Hügel gesteckt. Das ist mein Freund!"

Glaubst du, daß dein Tommy auch so gesprochen hätte, kleine Joy?

II.

Zu Hause.

Der kommandierende General hatte mich rufen lassen. „Den Kerl müssen Sie sich ansehen! Das ist ein Unikum!" Und dann erzählte mir Exzellenz, noch freudig bewegt von der interessanten Meldung, die er eben erhalten hatte, von einem Musketier, den man aus einem durch Trommelfeuer des Gegners gänzlich verschütteten Unterstand ausgegraben hatte, lebend ausgegraben hatte, aber nicht nach zwei oder drei Tagen, nein, nach acht, sage acht Tagen!

Der Mann war natürlich in einem bedauernswerten Zustand. Nachdem er sich — wie er nach seiner Rettung erzählte — von seiner schweren Betäubung erholt hatte, dachte er daran, sich durchzuarbeiten. Es ging aber nicht. Der Raum, der ihm in dem verschütteten Unterstand zur freien Bewegung zur Verfügung stand, hatte kaum zwei Meter im Quadrat. Schreien wollte er nicht, weil er nicht wußte, ob nicht die Feinde den angrenzenden Graben besetzt hatten. Das Verständnis für Zeit schwand ihm. Schwarzer Kaffee, den er in seiner Trinkflasche hatte, und ein Stück Brot waren seine Nahrung.

Als man ihn ausgrub, hatte man den Feind gerade aus dem Graben vertrieben. Dann hieß es rasch schanzen, um den alten Graben herzustellen. Dabei wurde das Leben des Musketiers gerettet. Er lag halb bewußtlos da. Erst hielt man ihn für tot. Wie hätte auch ein Mensch unter dieser Erdlast noch leben können. Ein Sanitätssoldat flößte seinen Mut. „Halloh, du ist noch Leben! Man trödelt ihm Kognak ein. In die Reihahn, die neben dem Verschütteten gefunden wurde, eingeschüllt, trugen ihn zwei Kameraden durch den zerwühlten Graben, über den wieder neue Geschosse pfiffen, zum

Der Vormarsch in Serbien.
Serbische Gefangene unter deutscher Bewachung.

Verbandplatz. Dort erholte er sich langsam. Nach einer Stunde konnte er in einem Lehnsessel bereits aufrecht sitzen. Man hatte vom Verbandsplatz aus dem Korpsarzt die Meldung erstattet. Dieser ließ den Mann in das nächste Feldlazarett bringen. Während der Fahrt mit dem Krankenwagen sprach der Musketier kein Wort. Leichtverwundete, die mit ihm fuhren, starrten ihn nur an. Acht Tage verschüttet! Und am Leben! Na, der wirt er sich bei Muttern erholen können!

Im Feldlazarett wurde der Mann neuerlich untersucht. Alle Glieder waren heil. Ruhe im Bett lehnte er ab. Er verlangte nur eine Pfeife und Tabak. Nach einigen Stunden erhielt er kommandierende General von ihm und seiner Rettung. Der Korpsarzt meldete den Vorfall. „Den Menschen muß ich besuchen!" Seine Soldaten liebt er. „Der Musketier geht bereits herum, Exzellenz," bemerkte der Korpsarzt.

„Dann lassen Sie mir ihn kommen," befahl Exzellenz. Nach einer Stunde wurde der Mann gemeldet. Ich stand im Hintergrund des Zimmers.

Der Musketier trat ein. Als er die Hacken zusammenklappte, dröhnte es. Wir trauten unseren Augen nicht. Der Mann war gesteifelt und gesporrt, wenn man so sagen darf. Auf dem Kopfe trug er den Helm, auf dem Rücken Tornister und Mantel, schweres Gepäck. Nur das Gewehr fehlte.

Die Wangen waren blaß, die Augen schienen müde. Verwundert sah ihn der General an. „Wie geht es Ihnen?" „Danke, gut, Exzellenz!" Dann mußte er sein Erlebnis erzählen. Er tat es herzlich schlicht. Als wenn nichts gewesen wäre.

„Fühlen Sie sich denn stark genug, die schwere Bagage zu tragen?" „Jawohl, Exzellenz!"

„Haben Sie einen Wunsch?" „Zu Befehl, Exzellenz!" „Sie wollen wohl längeren Erholungsurlaub? Das können Sie haben!" „Nein, Exzellenz, ich möchte zu meiner Kompagnie zurück." „In den Graben?" „Jawohl, man fühlt sich so fremd, wenn man nicht zu Hause ist."

„Du hast recht, mein Junge!" Und der General schüttelte ihm die Rechte.

Julius Hirsch, Kriegsberichterstatter.

Bericht eines Gefangenen in Rußland.

Zu Beginn des Krieges wurde ein Sohn des bekannten Bleistiftfabrikanten Faber in Nürnberg, der seine Ferien in einem Forsthaus bei Riga verbrachte, von den Russen gefangen gesetzt. Zuerst brachte man ihn nach Walk aufs Kreisamt. Herr Faber sagt weiter: Nach stundenlangem Warten transportierte mich der Gendarm, ohne ein Wort zu sagen, hinaus zur Stadt. Wieder vergeht eine halbe Stunde, dann stehen wir vor einem einsamen Gebäude. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gehen auf und nieder und mustern mich mit finsteren Blicken; wieder faßt mich der Gendarm am Arm, als wir in dieses einsame Haus eintreten. Er spricht ein paar Worte auf russisch mit einem Unteroffizier, verschwindet in einem Zimmer, nach fünf Minuten kommt er zurück und ohne mich eines Blickes zu würdigen, verläßt er das Haus. Einsam und verlassen stehe ich in einem Zimmer, umgeben von zirka dreißig Soldaten, die mich teils neugierig, teils finster, teils mitleidig anstarren.

„Spricht einer von Ihnen Deutsch?" frage ich. Keine Antwort. Da höre ich endlich hinter mir die Stimme eines jungen Soldaten: „Ich sprache Deutsch!" „Wo bin ich?" „Im Militärgefängnis." „Was geschieht mit mir?" „Sie bleiben hier, bis Sie mit anderen Deutschen, die wir erwarten, nach Petersburg und von da ins Innere Rußlands verschickt werden." „Also gefangen?" „Jawohl!", und nun weiß ich, daß es kein Entrinnen mehr gibt.

Die Dämmerung fällt, dunkel wird es draußen, die Soldaten zünden die Lichter an, ich lege mit auf den harten Strohsack und versuche so ruhig als möglich über meine Lage nachzudenken. Wie lange ich so gelegen in finsteren Brüten, das weiß ich nicht. Die Soldaten haben sich zur Ruhe gelegt, einsam nur geht der Wachtposten draußen auf und nieder. Das Licht im Zimmer ist verlöscht, tiefe Dunkelheit umfängt uns alle.

Plötzlich höre ich die Stimme draußen am Gang, die Türe wird aufgerissen, und bei dem ungewissen Licht der Kerze sehe ich einen höheren Offizier und hinter ihm vier Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett. Ein paar harte Worte, dann fassen mich zwei Soldaten am Arm und bedeuten mir mitzugehen. Hinaus geht's in die dunkle Nacht; wohin, sehe ich nicht. Nach einer Minute taucht eine Holzbaracke vor mir auf, ein Schlüssel knarrt in rostigem Schloß, eine Tür öffnet sich, ein dumpfer, muffiger Raum umfängt mich. Eine zweite Tür öffnet sich, eine schwarze Oeffnung gähnt mir entgegen. Ohne ein Wort zu sagen, stoßen mich die beiden Soldaten in dieses schwarze Loch hinein.

Während ich in stillem Grauen über den nächtlichen Spuk nachsinne, höre ich draußen Schritte, die vor meiner Tür haltmachen. Deutlich höre ich ein Gewehrschloß sich öffnen, höre, wie der Posten vier Patronen ins Gewehr schiebt und die fünfte in den Lauf. Alles dies in einsamer, grauenvoller Dunkelheit; die wie ein Alp auf mir lastet. Ist das das Ende? Will man mich hier fern von allem, was mir lieb und wert, vom Leben zum Tode befördern? Das waren die Gedanken, die sich in der erhitzten, wilden Phantasie durcheinanderstürzten. Ein kleines, viereckiges Holzgitterchen öffnet sich, und ich kühle, scharfen Hauch in dieser Finsternis ja nichts wie zwei Augen in meine Zelle starren. Dann wird der Schieber wieder vorgeschoben, und gleichmäßigen Schrittes patrouilliert der Posten vor meiner Zelle auf und ab. Ich lauere mich wieder aufs faule Stroh, und nun wandern die Gedanken heimwärts.

Vier Tage und vier Nächte bleibe ich in dieser unerträglichen Hoch eingesperrt. Drei Tage verweigere ich jede Nahrung, da mir der Ekel in der Kehle würgt, wenn ich den Trog, den man mir durch das kleine Schiebefensterchen reicht, besehe. Dann zwingt mich der Hunger. Was es ist, was ich gegessen habe aus ekelerregender, schmutziger Schüssel, das weiß ich nicht; wachen durfte ich mich nicht; nur einmal am Tage ließ mich der Posten auf eine Minute hinaus zum Abort, jedoch auch hier ließ er mich nicht für eine Sekunde aus den Augen.

Am vierten Tage früh öffnete sich mein Kerker, vier Soldaten nahmen mich in die Mitte; mein Gepäck, das mir in der Zwischenzeit ein Buschwärter gebracht hatte, mußte ich in die Hand nehmen. Eine halbe Stunde ging es bis zum Bahnhof, und unter schärfster Bewachung wurde ich nach Stakeln transportiert. Auch dort das gleiche. Ein finsteres Loch nahm mich auf für 24 Stunden. Von Stakeln ging es wieder zurück nach Walk, abermals in mein altes, finsteres Verließ. Wollten sie mich hier bei lebendigem Leibe verfaulen lassen? Kein Mensch macht sich einen Begriff von den entsetzlichen Qualen dieser sieben finsteren Nächte. Ratten und Mäuse liefen über mich hin, zu Tausenden fielen die Wanzen über mich her. Waschen durfte ich mich nicht, auf keine Frage bekam ich eine Antwort.

So brach der achte Tag an. Gegen 11 Uhr vormittags hörte ich Stimmen, klirrende Bajonette, rasselnde Säbel, der Schlüssel drehte sich im knarrenden Schloß, und es öffnet sich die Türe. Durch eine Bewegung deutete mir der Soldat an, daß ich hinaus könne. Drei fremde Gesichter starren mich an wie einen Geist, und Tränen sehe ich in den drei Augenpaaren schimmern. Ich muß ein furchtbarer Anblick gewesen sein, das Gesicht von Wanzen zerfressen, so wankte ich hinaus in den kahlen Raum. „Um Gottes willen, Mensch, was haben sie mit Ihnen gemacht?" „Seid Ihr Deutsche?" „Freilich!" Und nun war es das erste, daß ich mich auszog und die Wanzen buchstäblich bändeweise von meinem Körper nahm. Liebe deutsche Laute hörte ich wieder, hilfreiche Hände zogen mich aus und schüttelten mir die Kleider aus, endlich konnte ich mich wieder waschen, endlich bekam ich wieder eine Tasse Tee, ein Stück Brot, ein paar Eier, endlich war ich wieder unter Menschen.

Diese Nacht durfte ich mit den drei anderen Kriegsgefangenen zusammen auf dem harten Boden der Holzbaracke schlafen, und nun sah ich zum erstenmal, wo ich mich wirklich befunden hatte. Zwei Zellen neben mir war ein Soldat untergebracht, der einen Vorgesetzten erschlagen hatte. Man hatte mich, da ich unter dem Verdacht der Spionage stand, auf die gleiche Stufe mit dem Verbrecher gestellt. Am nächsten Morgen, so hieß es, würden wir auf den Bahnhof transportiert, dort sollten zirka fünf- bis sechshundert Deutsche aus allen Teilen Livlands dazukommen; von da würden wir weiter nach Pskow und Petersburg transportiert werden.

Der Morgen brach an. Die Sonne schien in unser einsames Gemach. Draußen vor dem Gebäude auf dem Hofe sammelten sich Hunderte von lettischen, neuingekleideten Rekruten. Um 10 Uhr öffnete sich das Tor; 10 Soldaten mit scharf geladenem Gewehr nahmen uns in ihre Mitte, voraus ein Unteroffizier mit gezogenem Säbel. Unser wenziges Hab und Gut trugen wir selbst. Ein Kommandeur erschallt, und hinaus geht's in die liebe Sonne. Im Freien empfängt uns wütendes Geheul, Steinwürfe und wüste Beschimpfungen fliegen uns entgegen. Das war die lettische Bestie, die die gefangenen Deutschen verhöhnte.

Lernt dicke Suppen essen — fürs Vaterland!

Fleisch, Fett und Butter sind teuer geworden. Es ist Krieg. Wir müssen uns zu helfen wissen. Und die Selbsthilfe ist nicht einmal so schwer, weil uns Herbst und Winter eine Menge Obst-, Korn- und Erdfrüchte bieten, die vorzügliche Speisen bergeben. Man koche die Suppen aber nicht als dünne, lange Brühen, wie man es bei Bouillonsuppen gewohnt ist. Dicke Suppen können das Fleisch bis zu einem gewissen Grade ersetzen, denn sie sättigen mehr als Bouillonbrühen. Auch braucht man bei dicken Suppen nicht so viel Fettzusatz und Suppenwürze wie bei Fleischbrühen. Mehl- und Griessuppen können so dick sein, daß man darüber weg marschieren kann — wie die Hausfrau sagt; ebenso Obstsuppen können durch Kartoffelschnitte gehaltreicher und dicker angerichtet werden. Ueberhaupt ist Zusatz von Kartoffelschnitten zu allen möglichen Suppen das beste Mittel, um sie bekömmlicher zu machen. Namentlich die schwereren Suppen aus Bohnen, Erbsen, Linsen, Graupen werden durch Kartoffelzusatz lockerer, bekömmlicher und auch billiger.

An und für sich ist das Essen dicker Suppen eine schöne Sache. Man hat in friedlichen Zeiten so viel von der Kochkunst geredet und geschrieben. Wollen wir nicht auch einmal an eine noch mehr Grund legende Kunst denken? An die Kunst des Essens und Schmeckens! An die Kunst, dem Einfachen in Küche und Haushalt den richtigen, würdigen Geschmack abzugewinnen! Sintemal neben die Kochkunst sich auf dem Verständnis für das Einfache und für die einfachsten Naturgesetze aufbaut, und weil auch das Einfache in der Natur Gottes Gabe ist. Eine dicke Suppe aus Getreidemehl, Obst, Hülsenfrüchten, Kartoffeln ist wirklich eine gute Gabe Gottes. Man muß sie nur ruhig und mit Verstand genießen; mit einem nicht allzu großen Löffel, der gerade für den Mund paßt. Lieber einen kleineren Löffel für dicke Suppen nehmen, das gehört zum guten Ton. Dicke Suppen darf man nicht hinunterschlucken wie klare Brühen, sondern man muß sie mit Genuß zwischen Gaumen und Zunge mäßig kauen; etwas mit dem natürlichen Speichel vermischen. Dann macht ihr natürlicher Geschmack dem Esser Freude; dann merkt er nichts davon, daß Fleisch und Fett gespart wurde. Er nützt seinem Gesundheit, und nützt sich selbst und nützt dem Vaterlande! Denn das Suppeessen ist noch in manch anderer Hinsicht gesund.

Dicke Suppen sind geradezu ein Heilmittel für alle, die an Magen- und Leibesbeschwerden leiden: weil eine lockere, breiige Speise so gut wie keine Beschwerden macht; das heißt, weil durch das Genuß lockerer Suppen die Ursachen der Beschwerden beseitigt werden. Auch die Wärme der Suppe ist es, die sie bekömmlicher macht. Eine dicke Suppe ist immer eine kostenlose Mahlzeit vorzusetzen. B. kostenlos Aufschnitt und Bier. Das sollten namentlich ältere Leute beherzigen, die sich leicht den Magen erkälten. So ist das Essen dicker warmer Suppen ein Mittel, die Volksgesundheit zu heben. Als Abendkost ist eine dicke warme Suppe besonders gut, weil sie leichter verdaulich ist als schwere Speisen, geräucherte Fleischwaren usw. Auch das leidige Kaffeetrinken kann durch Suppeessen eingeschränkt werden. Eine Mehlsuppe ist in fünf bis sechs Minuten hergestellt; eine solche Suppe als Morgenkost wirkt kräftigender als Kaffeebrühe; der Körper wird davon tätlicher und widerstandsfähiger. Das können wir an unseren Bauern sehen, die viel mehr Suppen essen als die Städter. Sind es nicht die Bauern, die die meisten Soldaten ins Feld stellen konnten?

Denkt auch einmal unserer Arbeiterbevölkerung, die seit Jahrzehnten, — nein seit Jahrhunderten, es gar nicht anders weiß, daß der gewöhnliche Sterbliche sein Mittagsmahl als dicke Suppe in einem einzigen Topfe kocht. Diese Einfachheit muß unserer Arbeiterschaft immerhin gut bekommen sein; sonst hätte sie nicht die ausdauernden Feldtruppen hergeben können: die Infanterie, die Artillerie, die Pioniere! Denkt auch einmal unserer Feldsoldaten selber, vom General herab bis zum einfachsten Grenadier. Wie mögen diese Tapferen erfreut sein, wenn sie nur eine dicke Mehl- oder Gemüsesuppe haben, wenn auch ohne besonders große Augen. Die Augen, die in die Suppe hineinsaufen, mögen oder sollen immer durch und möglichst freudig sein! Das gehört im Kriege zum guten Tone! Es wäre schön, wenn wir bei uns zu hause diesen guten Ton der freudigen Genügsamkeit einführen wollten und könnten — fürs Vaterland.

Peitz.

Kriegsallerlei.

Schlachtfelder-Testamente.

In England ist es Vorschrift, daß jeder Soldat, bevor er in den Krieg zieht, sein Testament macht, zu welchem Zweck er ein vorgedrucktes Formular erhält, das er nur auszufüllen und mit seinem Namen zu unterzeichnen braucht. Freilich gibt es verschiedene Arten von Testamentsformularen, solche für Soldaten, die all ihr Hab und Gut einem vermachen, solche für die, welche Legate aussetzen wollen, und endlich Testamentsformulare für verheiratete Soldaten, die, wie das Gesetz es vorschreibt, ihre Hinterlassenschaft unter Frauen und Kinder verteilen. Das Formular ist in einem kleinen länglichen Buch enthalten, das offiziell „pocked ledger" (Börsenbuch) heißt, von den Soldaten aber „snual book" genannt zu werden pflegt. Natürlich aber wird trotz dieser Vorschrift von den meisten Soldaten diese Pflicht verabsäumt, oder von Tag zu Tage verschoben, bis es höchste Zeit ist, d. h. der Soldat schwer verwundet auf dem Schlachtfeld liegt. Daher gibt es denn in England viele rührende Geschichten, die, ob wahr oder von solchen erfunden, die auf die Vorliebe des englischen Volkes für Sentimentalitäten spekulieren, und welche von merkwürdigen Testamenten berichten, die von sterbenden Soldaten auf dem Schlachtfelde ausgestellt worden sind. So zum Beispiel behauptete die Braut eines Gefallenen, der Soldat habe ihr beim Auszug in den Krieg gesagt, er würde das Testament in dem Flaschchen verwahren, das zum Teil für das Gewehr bestimmt ist. Es wurde nachgeforscht, und ausgerechnet wo man die betreffende Flasche und das Testament. Im Schaft des Gewehrs befinde; sich ebenfalls ein Raum, wo das Testament auch mit Vorliebe deponiert wird, weil man das Gewehr bis zum letzten Augenblick hat und weiß, daß auch die Träger zuerst danach greifen, wenn sie die Verwundeten und Leichen auflesen.

Die deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg.

Die Entstehung der deutschen Kirchenschulen in der Hauptstadt des Zarenreiches geht auf die Zeit Peters des Großen zurück, der — seine Bestrebungen dem russischen Throne — am 16. April 1702 in einem Manifest völlige Glaubensfreiheit in seinen Landen erklären ließ. Damals zogen Tausende von deutschen Kolonisten nach Rußland, und mit ihnen kam auch die protestantische Kirche nach dem Osten. Die aus der damals begonnenen Entwicklung hervorgegangenen beiden Kirchenschulen in Petersburg, die St. Annen- und St. Petrischule, erfreuten sich bis zum Jahre 1914 ihrer unschätzbaren Privilegien. Der Krieg hat auch hier eine Aenderung gebracht: die deutschen Kirchenschulen wurden der Rechte des deutschsprachigen Unterrichts beraubt. Bei dieser Schule handelte es sich früher nur um eine Klasse, in welcher Kinder aller Altersstufen vereint in Religion, Lesen und den iher Spezies unterwiesen werden. Dieser einfachsten Schule wird mit Erstarkung der Gemeinde in gewissen Zeitabschnitten eine Klasse hinzugefügt, bis der Umfang einer fünfklassigen Bürgerschule erreicht ist. Der Unterricht fand, wohlgemerkt nur in deutscher Sprache statt — die Reichssprache wurde nicht gelehrt. . . . In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bringt das sich immer stärker geltend machende Bedürfnis nach umfassender Bildung eine völlige Umgestaltung der Schulen mit sich, bis schließlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Gemeinden die nötigen Mittel aufbringen, beiden Richtungen Rechnung zu tragen, und die Anstalten in ihrer jetzigen Zusammensetzung als Elementarschulen, Gymnasium und Realschule, sowie höherer Mädchenschule mit abschließenden Seminarklassen bestehen, gewaltige Schulkomplexe, wie sie in Deutschland nur in der berühmten Frankeschen Stiftung in Halle ihresgleichen haben.

Am 1. Oktober 1912 feierte die St. Petrischule unter reger Beteiligung der deutschen wie russischen Gesellschaft mit großem Pomp das zweihundertjährige Jubiläum. Die aus kleinen Anfängen hervorgegangene Anstalt umfaßt zurzeit fünf Schulen mit zweiundvierzig Klassen, eintausendsiebenhundert Zöglingen und siebzig Lehrkräften.

Englische Backsische als Soldatenwerber.

Da die Rekrutenanwerbung in England trotz aller möglichen Mittel — wie Bildplakate, Variété-Reklame usw. — keineswegs die gewünschten Erfolge aufweist, sehen die Werbebeamter sich veranlaßt, immer neue Lockmittel auszufinnen, um die waffenunlustigen jungen Leute zum Eintritt in das Heer zu bewegen. So erschien, wie den Schilderungen englischer Blätter zu entnehmen ist, bei einer der letzten großen Werbeversammlungen, die auf dem Londoner Trafalgarplatz vor der Nelsonsäule stattfand, eine Musikbande von zwölf jungen Mädchen in schottischen Kleidern, die als „das einzige weibliche Dudelsackpfeifer-Orchester in der ganzen Welt" mit viel Pomp und Lärm angekündigt wurde. Die zwölf Backsischlein marschierten im Kreise um das Nelsondenkmal, wobei sie schottische Weisen vortrugen. Nachdem die musikalischen Genüsse beendigt waren, stiegen zwei der jungen Damen auf die Plattform des Denkmals und hielten Werbereden. Das Ergebnis dieses mit dem Mut der Verzweiflung aufgestellten Backsischaufgebots war, wie der „Daily Chronicle" mit wenig angebrachtem Stolz feststellt, die Meldung von ganzen zwanzig Rekruten.

Bleibt groß!

Du deutsches Volk, zu allen Zeiten stark,
Am Weltenbrand wardst du ein Volk von Helden!
Wo deinen Taten sollen Mären melden,
So lang' im Manne noch stilt Blut und Mark! —
Wie alle Brüder hüten eure Mark,
Sie alle drinnen in den Dienst sich stellten,
Wo auch noch trennte, leg es in den Sarg!
Bleibt opferwillig, Freunde, im Entbehren!
Laßt Weltlaghaut euch in der Rede lehren!
Und bleibt getrost! Nicht ihr seid abgeschnitten,
Nein! Eure Feinde, samt dem falschen Britenl —
Drum bleibet fest! Zum Schwur erhebt die Hand:
Nur Gott im Herzen, Hoch das Vaterland!

Dr. Paul Schlender, Zittau.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191510252/fragment/page=0002